



Sendung vom 28.07.2006, 20.15 Uhr

Elmar Gunsch
Rundfunk- und Fernsehmoderator
im Gespräch mit Astrid Hofmann

- Hofmann:** Ich freue mich, heute Elmar Gunsch als Gast im alpha-forum begrüßen zu dürfen. Natürlich fällt einem bei dem Namen Elmar Gunsch sofort eines ein: die unverwechselbare, samtweiche, dunkle Stimme. In einem Rundfunkinterview habe ich einmal die Mutter des sehr bekannten, inzwischen gestorbenen amerikanischen Soulsängers Barry White erzählen hören. Auch er hatte ja eine sehr dunkle Stimme. Seine Mutter meinte also, sie habe eines Morgens völlig überrascht zu ihrem damals zwölfjährigen Sohn gesagt: "Barry, was ist passiert?" Denn über Nacht war seine Stimme ganz dunkel und ebenso unverwechselbar geworden. Herr Gunsch, ging das bei Ihnen auch so schnell?
- Gunsch:** Mein Urschrei war wahrscheinlich doch eher tenoral oder in der Sopranlage. Da war noch keine Tiefe in der Stimme vorhanden bei mir. In der Pubertät beim Stimmbruch ist dann aber meine Stimme immer tiefer geworden. Ab dem Stimmbruch haben jedenfalls andere mich und meinen Vater aufmerksam gemacht auf diese Stimme, auf diese dunkle Stimme.
- Hofmann:** Ihre Eltern kommen aus Südtirol, Sie stammen aus Südtirol, aber geboren sind Sie nicht dort.
- Gunsch:** Ich bin auf der Durchreise in Frankfurt am Main auf die Welt gekommen, denn meine Eltern waren auf dem Weg nach Paris. Ich habe mich dann, wie ich glaube, so ein bisschen selbst entscheiden können, wo ich mich zu Hause fühle. Heimatliche Gefühle habe ich nach Südtirol, aufgewachsen bin ich in Vorarlberg mit dem alemannischen Dialekt. Dann kam ich während des Krieges nach Nürnberg, habe dort das Fränkische erlernt und bin dann zum Studium nach Wien gegangen. Von Wien weg hat man mich dann nach Frankfurt engagiert. Es war aber Zufall, dass ich dann wieder in Frankfurt gelandet bin.
- Hofmann:** Bleiben wir aber zunächst einmal in Österreich, denn dort sind Sie groß geworden bzw. Sie haben zumindest Ihre ersten Jugendjahre dort verbracht. Sie haben anlässlich Ihres Geburtstages dieses Jahr im Januar einmal nachgezählt und sind auf insgesamt acht Schulen gekommen, in denen Sie gewesen sind. Das ist eine ganze Menge. Wie kam denn das?
- Gunsch:** Ich habe sie nie gezählt. Meine Eltern haben aufgrund des Berufs meines Vaters – er war deswegen immer wieder woanders – eigentlich so ein bisschen ein zigeunerhaftes Leben geführt. Und die Kinder mussten dann eben wohl oder übel mitziehen. So kam das – und nicht, weil ich immer sitzen geblieben wäre, falls Sie mir das unterstellen wollten.
- Hofmann:** Daran hatte ich noch nicht einmal gedacht. Ihr Vater war Kaufmann und deswegen war er so viel unterwegs. Hat Ihnen das nichts ausgemacht, immer wieder die Schule wechseln und als Kind immer wieder neue Bekanntschaften schließen zu müssen?
- Gunsch:** Nein, gar nicht. Ich habe das sogar beibehalten. Ich habe diesen Wechsel

wirklich beibehalten. Ich habe es z. B. nie lange bei einer Sendung ausgehalten: Ich habe das nie länger gemacht als ein paar Jahre und dann habe ich wieder etwas Neues machen wollen. Ich bin da wohl durch meine Kindheit geprägt worden. Mein Vater war eben auch kein sesshafter Mensch.

Hofmann: Und als Kind hat Sie das nicht belastet? Denn ich stelle mir das schon schwierig vor, wenn man irgendwo einen Freund gefunden hat und dann doch wieder wegziehen muss.

Gunsch: Freundschaften schließt man als junger Mensch sehr schnell. Schulkameraden sind entweder immer Freunde oder immer Feinde: Das hält sich die Waage. Man muss sich als Kind eben anpassen können: Man muss den Dialekt der anderen Kinder sprechen können! So lange man nicht ihren Dialekt spricht, ist man ein Außenseiter und wird gehänselt. Das geht manchmal sogar bis ins Aggressive. Dann aber, wenn man diesen Dialekt erlernt hat, dann wird man auch anerkannt.

Hofmann: Sie konnten jedenfalls immer recht schnell die verschiedenen Dialekte nachahmen – auch schon mit zehn Jahren. Denn im Alter von zehn Jahren sind Sie zu Ihren Großeltern nach Franken gekommen. Warum denn das?

Gunsch: Nun ja, weil eben meine mütterliche Linie aus dem Fränkischen kommt und die Eltern in Paris waren. Ich selbst kam von Paris weg, als ich in die Schule gehen musste, weil meine Eltern wollten, dass ich in eine deutsche Schule gehe. Daher kam ich zu den Großeltern nach Nürnberg. Das war der Grund.

Hofmann: Ist es Ihnen schwergefallen, nicht mehr bei den Eltern zu sein?

Gunsch: Nein, wir waren keine solche Familie, in der sich immer alles im Familienkreis abgespielt hätte. Wir waren eigentlich Globetrotter, wie man heute sagen würde.

Hofmann: Und Sie haben das schon damals als positiv empfunden?

Gunsch: Ja, immer wieder was Neues!

Hofmann: Ab Ihrem zehnten Lebensjahr waren Sie dann jedenfalls in Nürnberg, wo Sie auch Ihr Abitur gemacht haben. Nachdem Sie dort das Abitur in der Tasche hatten, wussten Sie noch nicht so genau, wohin es jetzt gehen sollte und studierten erst einmal zwei Semester Germanistik in Erlangen. Dann gingen Sie nach Wien, wo Sie Theaterwissenschaften studierten. Was schwebte Ihnen denn damals beruflich vor?

Gunsch: Das weiß ich nicht. Es war schwierig einen Beruf zu finden, der passte. Mir schwebte natürlich das Theater vor, denn ich hatte schon vor dem Abitur damit angefangen Sprech- und Gesangsunterricht zu nehmen. Noch während der Zeit am Gymnasium habe ich zwei Rollen gespielt am Theater, und zwar an den Städtischen Bühnen in Nürnberg. Da war der Weg eigentlich schon ein bisschen vorgezeichnet. Wohin mich dieser Weg aber genau führen sollte, das wusste ich nicht: ob auf die Regieseite, ob auf die Darstellerseite, ob in den gesanglichen oder in den schauspielerischen Bereich. Für mich war das völlig offen. Es war dann aber so, dass mich das Studium einfach nicht mehr fasziniert hat. Das war mir einfach zu theoretisch: Ich wollte in die Praxis! Und deswegen bin ich dann mitten drin aus dem Studium ausgestiegen und direkt ans Theater gegangen.

Hofmann: Das Künstlerische lag Ihnen also immer schon im Blut.

Gunsch: Ich glaube, das ist Veranlagung.

Hofmann: Was war Ihre erste Rolle am Theater?

Gunsch: In der ersten Rolle noch in Nürnberg war ich ein Neger gewesen, der Negro Spirituals gesungen hat. Das war in einem Stück von Mark Twain. Das war

eine Einlage zusammen mit zwei, drei anderen Negern, also einer Gruppe. Wir haben in diesem Stück einfach ein paar Negro Spirituals gesungen. Das war meine erste Rolle auf der Bühne gewesen. Dann, nach dem Abbruch des Studiums, bin ich mit einem Wiener Operettentheater auf Tournee gegangen. Dabei musste ich in allen drei Stücken, die wir gespielt haben, mitspielen. Das erste Stück war die "Lustige Witwe": Da habe ich den Cascada gesungen, eine ganz kleine Rolle. Das zweite Stück war "Wiener Blut", in dem ich einen englischen Diplomaten spielte. Und bei der "Csárdásfürstin" habe ich im Chor gesungen. Wir mussten nämlich wechselweise immer im Chor singen. Denn ein Theater, das ein halbes Jahr auf Tournee geht, kann es sich nicht leisten, noch extra einen Chor mitzunehmen. Also mussten diejenigen, die am Abend frei waren, im anderen Stück als Chorsänger mitwirken.

Hofmann: Sie haben es vorhin schon erwähnt: Mit 16 Jahren haben Sie angefangen Gesangsunterricht zu nehmen. Sie hatten auch so ein bisschen eine Operettenkarriere im Visier. Trotzdem hat Sie die Schauspielerei, hat Sie die Operette nicht so fasziniert, dass Sie gesagt hätten. "Ja, das ist es! Dabei bleibe ich!"

Gunsch: Die Sängerkarriere war jedenfalls ganz schnell beendet.

Hofmann: Warum?

Gunsch: Weil ich keine Höhen hatte! Als Sänger braucht man, wenn man im klassischen Fach, also in der Oper oder in der Operette, singen möchte auch Höhe. Die Tiefe kann selbst der Bassist nur ab und zu nutzen: Er geht höchstens mal runter auf das tiefe C, aber dann ist auch schon wieder Schluss. Ich kam zwar runter bis aufs F, d. h. also noch unter das C, aber oben hat es bei mir leider schon beim C aufgehört, obwohl man oben bis zum F kommen müsste. Was aber macht man mit einem Sänger, der keine Höhe hat?

Hofmann: Für dieses Spektrum gibt es wohl einfach zu wenig Rollen.

Gunsch: Dafür gibt es nicht eine einzige Partie!

Hofmann: War das eine Enttäuschung für Sie?

Gunsch: Nein. Ich habe nämlich auch beim Schauspieltheater sehr schnell gemerkt, dass es wesentlich Begabtere als mich gibt. Ich habe deswegen durchaus immer daran gezweifelt, ob das wirklich der richtige Beruf für mich ist, den ich da einschlagen möchte. Aus diesem Grund bin ich dann auch zunächst einmal in die Regie gewechselt und habe in Wien eine Oper inszeniert: "La Cenerentola" Das war an der Kammeroper in Wien, aufgeführt wurde dieses Stück aber im Schlosstheater in Schönbrunn. Das hat mich eigentlich schon gereizt, aber ich wollte dieses Fach doch lieber von der Pike auf lernen. Deshalb bin ich dann nach einer zweiten kurzen Regieassistenten am Wiener Burgtheater in Wien ins Engagement an ein kleines Theater gegangen, um dort als Anfänger alles zu machen: Schauspiel, Gesang, Tanz... Ich habe wirklich nichts ausgelassen. Aber das musste man als Anfänger eben so machen.

Hofmann: Trotzdem haben Sie sich in dieser Beziehung nicht weiter ausgelebt, sondern sind Ende der fünfziger Jahre als Sprecher zum ORF gekommen. Wie kam das? Hatten Sie sich beworben?

Gunsch: Nein. Die Öffentlich-Rechtlichen haben die Verpflichtung, von Fall zu Fall Vorsprechen zu veranstalten.

Hofmann: Als öffentliche Ausschreibung.

Gunsch: Ja, daran durfte jeder teilnehmen. Ich saß damals während einer Vorstellung in der Garderobe und die Kollegen erzählten von ihren Versuchen, beim Funk vorzusprechen. Ich habe sie dann gefragt, warum

sie mich nicht verständigt hatten, als sie zum Vorsprechen gingen. Sie antworteten mir, dass das alles nur ganz kurzfristig und plötzlich gekommen sei. Ich wusste genau, sie wollten einfach nicht, dass ich in Konkurrenz zu ihnen getreten wäre. So bin ich am nächsten Tag ins Funkhaus gefahren und habe gefragt: "Da war ein Vorsprechen gestern. Kann ich das nachholen?" Ich durfte das nachholen, machte also mein Vorsprechen und am Abend kam dann der Anruf, man würde mich gerne engagieren.

Hofmann: Das ging aber schnell.

Gunsch: Ja, und auf diese Weise konnte man auch ganz schnell vom Theater weg. Denn es gab da die Klausel, dass dann, wenn man den Beruf wechselt, die Verträge gelöst werden können. Man musste nur die Stücke zu Ende spielen, die auf dem Spielplan standen.

Hofmann: Was haben Sie denn gesprochen im Funk? Waren Sie als Sprecher zuerst einmal bei den Nachrichten?

Gunsch: Nein, ich war zunächst einmal Programmsprecher. Die Nachrichten waren lokale Nachrichten, weil ich ja in Klagenfurt zum österreichischen Rundfunk gekommen war. Und dann bin ich doch so ein kleines bisschen ins Journalistische gekommen: Ich habe nämlich einen wöchentlichen Theaterbericht über aktuelle Dinge am Theater gemacht: mit Ausschnitten von Proben, mit Kommentaren, mit Interviews usw. Das war so meine erste journalistische Tätigkeit. Und dann bin ich von Klagenfurt nach Wien gegangen. Dort in Wien war ich dann Programm- und Nachrichtensprecher.

Hofmann: Da haben Sie aber schnell eine relativ gute Karriere hingelegt, oder?

Gunsch: Ist das eine Karriere?

Hofmann: Ja, ich denke schon.

Gunsch: Nein, das ist noch keine Karriere, weil...

Hofmann: Aber Sie sind schnell aufgestiegen.

Gunsch: Ja, aber so lange man nur Texte von anderen liest und nicht eigene Texte gestalten kann und darf, ist das noch keine Karriere.

Hofmann: Hatten Sie denn, als Sie beim ORF waren, zum ersten Mal das Gefühl: "So, jetzt bin ich angekommen, hier bin ich zu Hause, dieses Metier gefällt mir!"

Gunsch: Man hat entdeckt, dass die stärkste Seite meiner Ausstrahlung die Stimme ist. Und da war ich natürlich richtig platziert im Funk.

Hofmann: Von alleine wären Sie nicht daraufgekommen?

Gunsch: Ich glaube nicht, denn ich denke, dafür hatte ich doch noch zu viel Ehrgeiz, auf der Bühne zu stehen und zu spielen, mich zu bewegen, in andere Figuren zu schlüpfen, andere Charaktere darzustellen. Dieser Ehrgeiz war also durchaus noch vorhanden gewesen. Aber diese Erkenntnis kam dann doch recht schnell, als ich beim Funk war und dort Anerkennung fand.

Hofmann: Hatten Sie denn damals eine Art Mentor, also jemanden, der Sie bekräftigt hat, in diese Richtung weiterzugehen?

Gunsch: Nein. Ich habe nebenbei noch eine ganze Zeit lang Theater gespielt. Das heißt, ich habe extern Rollen gespielt. Das war eigentlich sehr schön: Ich war fest angestellt beim Funk und habe frei am Theater mitgemacht. Das hätte mir auf Dauer gefallen können, aber das hat sich dann letztlich nicht vereinbaren lassen.

Hofmann: Sie sind nach dem ORF dann zum Hessischen Rundfunk: als Moderator und als Reporter.

Gunsch: Nein, nicht ganz. Zuerst bin ich vom so genannten "Freien Deutschen Fernsehen" von Wien weg engagiert worden. Das war der Versuch

Adenauers, ein gesamtdeutsches Fernsehen zu etablieren. Dieser Versuch ist aber durch die Richter in Karlsruhe gescheitert. Ich stand also auf der Straße und war einer von den 500 fest Engagierten in diesem Fernsehprogramm, der nun arbeitslos war. Ich habe dann ein paar Bewerbungsbriefe losgelassen, weil ich nicht zurück nach Wien wollte. Wenn man nämlich dort mit Mühe und Not losgekommen ist, dann will man natürlich nicht wieder zurück und sagen müssen: "Es ist leider nichts geworden!" Ich habe also einige Rundfunkanstalten angeschrieben und u. a. haben mir dann der SFB und der Hessische Rundfunk geantwortet. Das war mein Einstieg in die journalistische Tätigkeit.

Hofmann: Wo waren Sie dann?

Gunsch: Das war in Frankfurt beim Hessischen Rundfunk.

Hofmann: Genau, aber davor waren Sie noch beim ORF.

Gunsch: Das war sehr viel früher. Vom ORF in Wien bin ich dann nach Frankfurt geholt worden.

Hofmann: Bleiben wir noch einen Moment beim ORF: Dort haben Sie moderiert und Reportagen gemacht, wie Sie vorhin erzählten. Wo war denn da Ihr Steckenpferd?

Gunsch: Ich habe beim ORF nur diese Theatersendung gemacht: Das war eine Viertelstunde pro Woche am Sonntag. Das war nur ein Nebengleis und nicht meine Haupttätigkeit. Beim ORF in Wien habe ich Nachrichten gesprochen und andere Tätigkeiten als Sprecher ausgeübt. Danach aber bin ich nach Frankfurt gekommen und dort erst hat meine eigentliche journalistische Tätigkeit begonnen.

Hofmann: Können Sie sich noch an Ihre erste große Reportage erinnern?

Gunsch: An die erste große Reportage nicht aber an überhaupt die erste sehr wohl. Das Ganze war nämlich zunächst einmal ein ganz, ganz einfaches Prozedere. Der Chef des "Zeitpunkts" sagte zu mir: "Ich gebe Ihnen hier ein Tonbandgerät mit und Sie fahren heute Abend nach Darmstadt, denn dort wird der Intendant verabschiedet, weil er nach Berlin an die Oper geht. Sie machen ein Interview mit diesem Intendanten und wenn dieses Interview sendefähig ist, dann ist dies Ihr Einstieg bei uns in der Redaktion!" Das habe ich also gemacht: Ich habe ihn interviewt und das ist dann auch prompt gesendet worden. Damit war ich quasi ins Team der Reporter des "Zeitpunkts" aufgenommen.

Hofmann: Das war schon auch ein bisschen learning by doing, denn so eine klassische Reporter- oder kommunikationswissenschaftliche Ausbildung hatten Sie eigentlich nicht.

Gunsch: Das stimmt.

Hofmann: Das muss Ihnen also irgendwie im Blut gelegen haben. Sie haben sich einfach gedacht, "Ich stürze mich da jetzt rein!", und es ist Ihnen gelungen.

Gunsch: Nun ja, mir lag das nicht im Blut, sondern ich hatte einfach den Willen zur eigenen Gestaltung, zur eigenen Sprache. Das wollte ich umsetzen und nicht mehr nur das vorlesen, was andere geschrieben haben. Diese Dinge selbst zu gestalten, das war mein Impetus.

Hofmann: Das war der Reiz an der Sache.

Gunsch: Ja, das ist der Reiz. Ich habe dann auch gelernt, frei zu sprechen, denn als Schauspieler hat man ja normalerweise einen Text, den man auswendig lernt. Ich weiß noch, dass man mich damals in meiner Anfängerzeit am Theater einmal für eine Modenschau engagiert hat. Es war so fürchterlich: Ich habe einfach nicht gewusst, was ich sagen und wie ich formulieren soll. Die Aufregung war riesengroß. Ich habe nicht frei reden können. Und genau

das habe ich gelernt als Reporter.

Hofmann: Das war dann schon ein großer Schritt für Sie.

Gunsch: Ein Riesenschritt.

Hofmann: Es bedeutete ja sicher viel für Ihre persönliche Entwicklung, dass Sie die Freiheit hatten, über Ihre eigenen Grenzen hinauszuwachsen.

Gunsch: Richtig.

Hofmann: 1978 kam dann Ihr bundesweiter Durchbruch, das kann man wohl wirklich so nennen. Sie sind bundesweit bekannt geworden.

Gunsch: Ja, mit dem "Wetter".

Hofmann: Genau, das "Wetter". Dieter Kronzucker gründete das "heute-journal" und wollte dabei die Wettervorhersage mal ganz anders darbieten, als das bis dahin der Fall gewesen war. Dafür hat er Sie angesprochen.

Gunsch: Nicht nur mich. Ich hatte sieben Vorgänger! Es gab vor mir in dieser Sendung sieben verschiedene Formen der Wetterberichterstattung. Das alles hatte er ausprobiert, aber nichts hatte funktioniert. Und dann hat er mich gefragt, wie ich das machen würde. Ich habe ihm daraufhin eine Schreibmaschinenseite mit meinen Vorschlägen nach Wiesbaden geschickt. Es kam dann die Aufforderung, ich sollte das doch mal präsentieren dort. Das habe ich gemacht, aber die Meinungen darüber waren hinterher in der Redaktion sehr unterschiedlich. Die eine Hälfte der maßgeblichen Redakteure sagte: "Das ist Kasperltheater. Das ist eher Kabarett! Das hat mit einer ernst zu nehmenden journalistischen Tätigkeit nichts zu tun!" Und die andere Hälfte hat gesagt: "Das ist eine traumhafte Auflockerung!" Der Streit ging also hin und her innerhalb der Redaktion. Ich wurde aufgefordert, das eine Woche später noch einmal zu machen. Da habe ich mich dann etwas zurückgenommen: Ich bin nicht so stark in Gags und Pointen verfallen, sondern ich habe es ein bisschen seriöser gemacht. Und dann bekam ich das Plazet. Es hieß: "Machen Sie das! Wir werden jemanden suchen, mit dem Sie alternierend das Wochenendwetter präsentieren!" Ein Zweiter ist nie gefunden worden: Man hat zwar einen gesucht, aber letztlich sind sie dabei geblieben, dass man das eigentlich dem Gunsch überlassen sollte.

Hofmann: Sie standen da eigentlich das erste Mal so richtig regelmäßig vor einer Fernsehkamera.

Gunsch: Ja, regelmäßig. Ich stand nicht überhaupt das erste Mal vor einer Kamera, weil ich bereits in einigen Fernsehspielen schon einige kleinere Rollen gespielt hatte.

Hofmann: Das "Wetter" war immer live, das wurde nie aufgezeichnet?

Gunsch: Es war immer live.

Hofmann: Wie viel Zeit hatten Sie jeweils, um sich darauf vorzubereiten?

Gunsch: Mittags um zwei Uhr musste ich in der Redaktion sein. Es folgten dann die Gespräche mit den Meteorologen. Die haben sich nicht nur beim Deutschen Wetterdienst in Offenbach erkundigt, sondern auch beim französischen und den englischen Wetterdiensten bzw. dem entsprechenden europäischen Institut. Daraus hat man dann eine Wahrscheinlichkeit zusammengebastelt. Die wurde mir in der Sprache der Meteorologen überreicht und ich habe nachgefragt, was dieses und jenes zu bedeuten habe. Dann musste ich das umsetzen in Bilder, in Karikaturen, in Text. Vielleicht ein kurzes Beispiel für den Text. Vorgeschrieben waren bis dahin folgende Formulierungen: Wenn nichts vom Himmel zu sehen ist, dann ist es bedeckt; wenn ein Drittel des Himmels zu sehen ist, dann ist es wolkig; wenn zwei Drittel des Himmels zu sehen sind, dann ist es bewölkt.

Das heißt, es gab bis dahin ganz bestimmte Vorschriften für die Formulierung. Diese Formulierungen habe ich aber nicht akzeptiert, sondern ich habe gesagt: "Wenn Sie zum Himmel schauen und viel Himmel sehen, dann können Sie davon ausgehen, dass dieses und jenes passiert..." So habe ich eben viele Dinge, die damals in diesem Meteorologendeutsch vorgeschrieben waren für die Meteorologen, die das Wetter präsentierten, über Bord werfen können. Ich konnte auch etwas ironisch, manchmal satirisch das Wochenendwetter präsentieren. Ich erinnere mich z. B. daran, dass ich mal am Schluss eines Wetterberichts gesagt habe, "Und das alles wieder wie immer ohne Gewehr!" – und habe dazu ein Gewehr gezeigt. Ich wollte damit einfach zeigen, dass ich mich nicht ernst nehme.

Hofmann: Mussten Sie eigentlich alle Ihre Pointen vorher absprechen oder hat man Ihnen da völlig freie Hand gelassen?

Gunsch: Nein, die Pointen musste ich nicht vorher absegnen lassen. Aber die Richtung der Wettervorhersage musste natürlich übereinstimmen mit dem, was die Meteorologen im Kopf hatten. Ich hätte also nicht einfach etwas sagen dürfen, was die nicht hätten verantworten können. Aber wie ich das sage, mit welchen Pointen ich das versee, das war mir ganz allein überlassen.

Hofmann: Der Inhalt musste also stimmen, aber die Verpackung war Ihnen alleine überlassen.

Gunsch: Es gab ein einziges Beispiel für einen Pointe, bei der ich mich nicht durchsetzen konnte. Das war folgende Situation: Es war ein heißer Sommertag gewesen, es hatte an die 40 Grad im Schatten gehabt. Jeder stöhnte unter der Hitze! Ich habe dann vorgeschlagen, während der Präsentation des Wetters im Studio mit hochgekrepelter Hose in einer Waschschiüssel mit Wasser zu stehen. Der Moderator des "heute-journals" hat dann aber gesagt: "Das ist nicht seriös genug!" Ich wollte natürlich, dass die Kamera gegen Ende der Wettervorhersage nach unten fährt und das zeigt. Oben sind die Menschen im Nachrichtenstudio ja immer toll angezogen, was sie unten anhaben interessiert nicht. Der Redakteur aber meinte, das, was ich da vorhabe, sei unmöglich. Ich schlug dann Folgendes vor: "Ich stehe in der Waschschiüssel und Sie als Moderator auch. Sie meutern dann in meine Richtung und sagen, dass man so etwas in einem Nachrichtenstudio nicht machen sollte. Die Kamera fährt dann aber auf Sie zu und an Ihnen herunter und zeigt, dass auch Sie mit den Füßen in einer Waschschiüssel stehen." Das wäre also dieser nachziehende Gag gewesen. Den durfte ich jedoch nicht machen.

Hofmann: Schade. Welche Resonanz haben Sie denn bekommen auf Ihr "Wetter"? Das war ja eine völlig neue Geschichte zu der Zeit.

Gunsch: Eigentlich waren 90 Prozent der Reaktionen positiv. Zehn Prozent haben gesagt: "Was soll dieses Kasperltheater! Ich will wissen, wie morgen das Wetter wird! Aus! Ende!" Die Geschmäcker sind halt verschieden.

Hofmann: Haben Sie sich denn auch persönlich für Meteorologie interessiert? Oder waren Sie jemand, der eher aus dem Fenster gesehen hat, um zu sehen wie das Wetter ist?

Gunsch: Ich habe natürlich automatisch viel mitbekommen. Denn durch die Diskussionen mit den Meteorologen ist viel Wissen hängen geblieben. Aber direkt befasst habe ich mich mit der Meteorologie eigentlich nicht. Das war auch gar nicht möglich. Ich habe aber beispielsweise Folgendes gelernt: Wenn sich heute draußen über den Azoren ein bestimmtes Wettergebilde formt und es dann eine bestimmte Richtung nimmt, dann ergibt das eine ganz bestimmte Vorhersage; denn das, was sich auf den Azoren abspielt, kommt dann ungefähr fünf Tage später zu uns. In diesen fünf Tagen kann

es aber seine Richtung total wechseln, wobei "total" hier heißt, es "wechselt" seine Richtung um drei Grad! Eintreten wird dann genau das Gegenteil dessen, was fünf Tage vorher vorausgesagt worden ist. Ich hätte also am Donnerstag für Sonntag schönes Wetter angesagt und in Wirklichkeit gießt es wie aus Kübeln. Ich habe also gelernt, dass solche kleinen Änderungen ungeheuer großen Einfluss haben. Das Wetter ist einfach ein Geschehen, das im Fluss ist: Die Vorhersage bestand damals darin, dass man in etwa erahnte, wie es letztlich tatsächlich werden wird. Heute ist die Technik allerdings sehr viel weiter: Heute sind die Voraussagen unglaublich präzise geworden. Fehlprophezeiungen kommen heute nur noch ganz, ganz selten vor. Damals jedoch war das immer noch so ein bisschen ein Vabanquespiel.

Hofmann: Hat man es Ihnen negativ ausgelegt, wenn es mit der Wettervorhersage mal nicht so hingehauen hat?

Gunsch: Eigentlich nicht, weil ich mich selbst ja nicht ernst genommen habe. Wissen Sie, wenn Sie jemandem sagen, das Wetter wird morgen ganz bestimmt so und so sein, dann ist der Betreffende natürlich sauer, wenn es anders kommt. Wenn ich aber gesagt habe, "Es könnte morgen unter Umständen so sein, dass Sie besser den Regenschirm mitnehmen sollten, als ihn zu Hause liegen zu lassen", dann ist keiner sauer gewesen, wenn er den Regenschirm umsonst mitgenommen hat, weil es dann doch nicht regnete.

Hofmann: Sehen Sie sich mit dieser humoristischen Seite der Präsentation des Wetters eigentlich als eine Art Vorläufer von Herrn Kachelmann?

Gunsch: Nein, eigentlich nicht. Denn ich hatte damals ja noch ganz andere Möglichkeiten. Heute muss dieses Wetter ja täglich präsentiert werden. Ich habe jedoch nur das Wochenendwetter gemacht. Und ich hatte zwei bis drei Minuten Zeit dafür, ich konnte also in die Wettervorhersage auch Dinge mit einbeziehen, die am Wochenende am Rande passierten. Ich habe z. B. gesagt: "Was macht man denn z. B. an einem Wochenende, an dem es nur schüttet? Man macht die Schubladen auf, holt die Fotos heraus und fängt an, sie ins Album einzukleben! Etwas Besseres kann ich nicht empfehlen!" Heute, in der täglichen Wetterberichterstattung, kann man so etwas natürlich nicht mehr machen.

Hofmann: Sie haben das Wochenendwetter im ZDF über all die Jahre hinweg im Alleingang präsentiert. Sie hatten also nie einen Kollegen. Wie ging denn das? Sie waren ja auch mal krank oder vielleicht verreist.

Gunsch: Dann hat man es ausfallen lassen und hat es normal präsentiert durch die Meteorologen. Aber man hat nie versucht mich zu ersetzen.

Hofmann: Warum nicht? Hat man sich gedacht, dass man den Herrn Gunsch einfach nicht ersetzen kann?

Gunsch: Ich weiß es nicht. Ich will das jetzt nicht unterstellen, aber es könnte sein. Einmal war ich beim Skifahren in Salzburg und da hat man mir sogar ein Team geschickt. Sie kamen mit dem Hubschrauber und ich habe das Wetter von dort aus präsentiert.

Hofmann: Dieses Geld hätte man heute wahrscheinlich nicht mehr.

Gunsch: Ich weiß nicht, ich kenne die Finanzen der Sender nicht.

Hofmann: Sie sind doch sicherlich überall auf der Straße erkannt worden. Hat Sie das gestört oder haben Sie sich in dieser Popularität auch ein bisschen gesonnt?

Gunsch: Ich stand einmal mit dem Dieter Thomas Heck in einer Hotelhalle, als eine Dame auf uns zukam. Sie bat den Dieter Thomas Heck um ein Autogramm. Gleichzeitig hat sie aber gesagt: "Ist das nicht lästig, wenn man ständig attackiert wird in der Öffentlichkeit?" Und daraufhin hat Dieter

Thomas Heck einen Satz gesagt, den ich quasi auch mir zum Motto gemacht habe. Er hat nämlich gesagt: "Wissen Sie was, gnädige Frau, wenn ich aus dem Haus gehe, dann beginnt mein Dienst!"

Hofmann: So haben Sie das auch gesehen?

Gunsch: Natürlich, aber das ist ja Anerkennung. Wenn man eine negative Person wäre und einen die Leute, bildlich gesprochen, ständig anspucken würden, dann wäre das vielleicht weniger angenehm. Bei mir ging es immer eher ins Kumpelhafte. Ich war ja der, der jede Woche einmal im Wohnzimmer bei den Leuten war. Ich war quasi ein Familienmitglied und deswegen ist es schon mal vorgekommen, dass mir jemand auf die Schulter klopfte und z. B. meinte: "Elmar, wir gehen einen saufen miteinander!" Sich dem dann zu entwinden, ist natürlich weniger angenehm, weil die Menschen dann glauben, man wäre ein arroganter Hund, wenn man sich da verweigert. Aber normalerweise war das nicht so und diese Anerkennung, die mir sonst entgegengebracht wurde, gehört einfach mit dazu.

Hofmann: Mit dem Wetter haben Sie sich auch als Autor verdient gemacht, denn Sie haben zwei Bücher geschrieben, u. a. das Buch "Horch, was kommt von draußen rein" oder das Buch "Donnerwetter".

Gunsch: Das "Donnerwetter" hatte mit dem Wetter zu tun, das andere nicht. Aber auch das "Donnerwetter" hatte nur indirekt mit dem Wetter zu tun. Ich habe stattdessen gesagt, dass wir zu sehr vom Wetter abhängen. Wir sagen doch permanent solche Sätze wie z. B.: "Mein Gott, das war heuer wieder ein blöder Mai!" Und das nur, weil es geregnet hat. Es gibt aber auch noch andere Dinge, die in so einem Monat passiert sind und die vielleicht viel wichtiger sind. Es kann z. B. sein, dass man am Straßenrand Blumen entdeckt, die man zwar nicht pflücken, aber doch erkennen möchte, von denen man wissen möchte, was das für Blumen sind usw. Und wenn es im Mai regnet, dann wächst das Gras unglaublich gut. Wenn es nämlich nicht regnet, dann wächst so gut wie nichts. Der Bauer z. B. braucht also den Regen. Ich habe da eher von den Dingen am Rande geschrieben. Ich habe z. B. auch den Fasching mit einbezogen, ich habe immer Sommer den Urlaub mit einbezogen. Ich habe geschrieben, welche Gedanken ich zu den einzelnen Monaten habe.

Hofmann: Aber das ging schon eher ins Positive. Sie meinten, dass man eigentlich jedem Wetter eine positive Seite abgewinnen kann.

Gunsch: Das sollte man ja auch – wenn man nicht gerade so wetterfühlig ist, dass es einen glatt umhaut, wenn z. B. Hochdruck herrscht.

Hofmann: Sie selbst sind wohl kein Mensch, der vom Wetter abhängig ist: Sie haben gute Laune unabhängig vom Wetter?

Gunsch: Ich habe nie gemerkt, dass ich wetterfühlig bin. Heute jedoch, im Alter, macht es sich doch mehr oder weniger bemerkbar, dass einen trübes Wetter über eine längere Zeit hinweg auch dort oben im Kopf ein wenig trüb stimmt.

Hofmann: Was ist Ihr Lieblingswetter?

Gunsch: Oh, mein Lieblingswetter? Mild, es kann dabei ruhig auch regnerisch sein, das wäre kein Problem. Die Eiseskälte haben wir nach diesem Winter ja wirklich alle satt. Alle sehnen sich nun nach dem Frühling, der allerdings auf sich warten lässt. Aber sonst könnte ich kein Lieblingswetter beschreiben. Ich weiß es nicht. Ich mag z. B. auch Wolken und schaue ihnen zu und denke mir dabei irgendwelche Dinge aus oder sehe manchmal auch Bilder in den Wolkenformationen. Mich stören Wolken nicht, ich brauche nicht permanent blauen Himmel. Mich stört auch der Regen nicht usw. Ich weiß daher gar nicht, was meine ideale Wettersituation wäre.

Hofmann: Jedenfalls nicht zu kalt.

- Gunsch:** Nicht zu kalt, nicht zu heiß, der Mittelweg wäre es wahrscheinlich.
- Hofmann:** Verlassen wir nun das Wetter. Ab 1980 haben Sie zusammen mit Carolin Reiber im ZDF die "Lustigen Musikanten" moderiert. War das nicht ein Riesensprung vom Wetter zu einer leichten Unterhaltungsshow?
- Gunsch:** Vom Wetter weg war nicht der große Sprung, aber von der Live-Situation weg, denn die Wettervorhersage war ja immer live gewesen. Das war schon ein großer Sprung. Die Verantwortung war größer, die Angst war größer. Ein Kollege von mir, ein Funkmensch, sagte zu mir: "Mach das nicht! Wenn du das machst, dann stempelt man dich sofort als einen Volksmusikheini ab. Das bist du doch nicht!" Als ich dann wieder aufgehört habe damit, hat er zu mir gesagt: "Mein Gott, du solltest das weitermachen, weil dich das unglaublich populär gemacht hat!" Das war also kein großer Sprung in dem Sinne: weder hinaus noch hinunter. Stattdessen war das einfach ein neues Metier, das mich gereizt hat. Ich hatte ja bereits zu Beginn unseres Gesprächs gesagt, dass mich immer wieder das Neue reizt.
- Hofmann:** Hat Sie denn die leichte Musik auch persönlich interessiert? Haben Sie sich also heimisch gefühlt in dieser Sendung? Oder lag Ihnen das eher fern?
- Gunsch:** Weder fern noch heimisch, es gibt einfach auch sehr gute volkstümliche Musik. Man muss also nicht immer nur die negativen Seiten herausstellen, also die kitschigen Sachen usw. Denn ansonsten verbreitet diese Musik einfach Stimmung. Und selbst junge Leute messen sich, wenn sie ein Instrument spielen, wenn sie meinetwegen Posaune spielen, meistens an den Posaunisten, die in diesen Formationen auftreten. Sie messen sich nicht an diesem hochgestochenen Posaunisten, der im Symphonieorchester spielt. Diese Musik hat also Volkstümlichkeit, Volksnähe. Sie ist keine echte Volksmusik, aber von der Stimmung her verbreitet sie einfach Entspannung. Und dazu bekenne ich mich.
- Hofmann:** Und dazu haben Sie selbst ja auch sehr beigetragen, schon alleine durch Ihre Stimme und durch Ihre Ausstrahlung. Das wirkt einfach entspannend.
- Gunsch:** Das haben Sie jetzt gesagt.
- Hofmann:** Ja, das sage ich. Ich habe mir das kürzlich wieder einmal auf Video angesehen – und ich glaube, das empfinden viele Menschen auch heute noch ganz ähnlich. Sie haben dann 1981 im Süddeutschen Rundfunk die Sendung "Länderspiele" moderiert und waren auch im Österreichischen Fernsehen zu sehen. Würden Sie denn rückblickend sagen, dass Sie damals gut im Geschäft waren?
- Gunsch:** Ja, ich war gut im Geschäft. Heute habe ich wieder einen Weg auf die Bühne gefunden, allerdings nicht als Darsteller, sondern in eigener Produktion. Ich habe z. B. eine Bühnenproduktion mit dem Namen "Eine Reise ins Reich der Phantasie". Das ist Literatur, das sind Geschichten, das sind Erzählungen, das sind Märchen für Erwachsene, die ich mit einer Gitarristin zusammen mache, die klassische Gitarre spielt. Jeder hat davor zu mir gesagt: "Das läuft nie! Vergiss es! Da schlafen dir die Leute ein während der Vorstellung!" Bis jetzt ist noch keiner eingeschlafen, aber es ist immer mucksmäuschenstill: Die Menschen folgen einem – auch ohne rotierende Scheinwerfer, ohne Brimborium drum herum. Sie folgen einfach dem Wort, dem Inhalt, und lassen ihre Phantasie anregen. Nur in den Köpfen der Zuhörer vollzieht sich die Geschichte, vollziehen sich die Aktionen. Ich muss gar nicht selbst irgendwelche Aktionen auf der Bühne machen. Ich muss sagen, es ist eindrucksvoller als ein Applaus, wenn es mucksmäuschenstill ist und man eine Stecknadel würde fallen hören. Darüber hinaus mache ich heute hauptsächlich Konzerte: in der Alten Oper in Frankfurt, in Baden-Baden im Festspielhaus usw. Übermorgen mache ich z. B. ein Frühlingskonzert. Das ist heute mein Metier. Sie sehen, eigentlich

stehe ich wieder permanent auf der Bühne. Auch auf dem Gebiet der volkstümliche Musik mache ich wieder etwas, demnächst in der Nähe von Korbach in Nordhessen: ein Jubiläumskonzert eines Musikvereins.

Hofmann: Das ist das, was im Moment passiert. Das klingt sehr aktiv, auch wenn es ein bisschen weggerückt ist vom öffentlichen Rampenlicht. Ich will aber jetzt doch noch einmal auf das Rampenlicht zurückkommen.

Gunsch: Da tut sich momentan wenig. Ich mache heute lediglich noch in Bozen eine Hörfunksendung. Sie heißt "Der Kaffee ist fertig". Sie wird wöchentlich einmal gesendet, am Samstag, und dauert eine ganze Stunde. Da nehme ich aber immer eine ganze Staffel auf: Ich fahre also nicht für jede einzelne Sendung nach Bozen. Aber das macht Spaß, weil ich da völlig freie Hand habe und mich ausleben kann. Im Hörfunk ist man ja sowieso etwas freier: Man muss nicht auf die Kameras achten, nicht aufs Licht achten, man hat eigentlich keinen unmittelbaren Partner, auf den man eingehen muss. Stattdessen sind die Zuhörer sozusagen meine Direktive. Und deswegen macht das großen Spaß. Auftritte im Fernsehen sind quasi nur noch die "Bonbons", die sich ab und zu übers Jahr verteilen.

Hofmann: Kommen wir noch einmal zurück zu den achtziger Jahren. Haben Sie eigentlich, als Sie sehr aktiv im Fernsehgeschäft waren, immer auch alle Angebote angenommen? Oder hatten Sie auch mal die Gelegenheit zu sagen, "Nein, das will ich auf keinen Fall machen!"?

Gunsch: Wozu ich mich nicht fähig fühlte, wenn ich mich also einer Sache nicht gewachsen fühlte, dann habe ich natürlich nicht ja sagen können. Ich habe eigentlich immer nur das gemacht, von dem ich geglaubt habe, dass ich das kann. Derjenige, der mich für eine bestimmte Sache holt, bringt mir dadurch ja auch das Vertrauen entgegen, dass ich das kann. Wenn ein Redakteur sagt, dass er für diese oder jene Sendung den Gunsch haben möchte, dann impliziert das bei mir automatisch den Gedanken: "Das kann ich, wenn der in mir den Richtigen sieht!" Ich war leider Gottes nie in der Lage mich selbst zu verkaufen oder anzubieten.

Hofmann: Es gab also tatsächlich mal Situationen, wo Sie etwas abgelehnt haben.

Gunsch: Es gab einige Sachen.

Hofmann: Was denn?

Gunsch: Das kann ich Ihnen sogar genau sagen. Einmal wurde mir vom ZDF eine Sendung angeboten, die nachts lief. Wie hieß sie gleich wieder? Das war der "Nightclub". Man hatte sehr gute Solisten in dieser Sendung und inszenierte sozusagen so etwas wie eine Bar-Atmosphäre. Man hatte für diese Sendung bereits einige Moderatoren verschlissen, bis man dann auch mich fragte. Man bot mir also diese Sendung an, aber ich war von vornherein der Ansicht, dass man eine intime Atmosphäre, wie sie in einer Bar, in einem Nachtclub herrscht, nicht ins Wohnzimmer tragen kann, wo man mit Hausschuhen auf der Couch liegt. Da fehlt einfach die Spannung. In einem Nachtclub muss man eben auch kokettieren können mit der Blonden da drüben oder umgekehrt sie mit dem, der ihr gefällt. Das ist das, was das Knistern ausmacht. Alleine die Show, die Nummern in so einem Nachtclub, machen das nicht aus. Man kann das jedenfalls nicht als Nightclub-Atmosphäre in die Wohnzimmer bringen. Das war meine Überzeugung und deswegen habe ich gesagt, dass ich das nicht machen möchte. Nicht deswegen, weil mir das nicht lag, sondern weil ich nicht an den Erfolg dieser Sendung geglaubt habe.

Hofmann: Das ist dann ja auch kein Erfolg geworden.

Gunsch: Ja, diese Sendung ist dann auch irgendwann wieder abgesetzt worden.

Hofmann: Sie hatten da sozusagen den richtigen "Riecher". Würden Sie auch sagen, dass Sie den richtigen "Riecher" hatten, als Sie 1987 zu Sat.1 gewechselt

sind und dort moderiert haben?

Gunsch: Normalerweise schon, der "Riecher" wäre schon richtig gewesen – wenn das tatsächlich zu verwirklichen gewesen wäre, was angedacht war.

Hofmann: Nämlich?

Gunsch: Ich sollte eine Art Anchorman für das gesamte Programm sein, zusammen mit einer Kollegin im Wechsel. So war es vom damaligen Programmdirektor vorgesehen. Dann hat sich das aber ein bisschen verschoben und der Programmdirektor ist leider Gottes, wie ich sagen muss, denn das war einfach wieder mal das Schicksal, krank geworden. Er bekam einen Schlaganfall und schied dann auch aus als Programmdirektor. Und damit war ich natürlich am verkehrten Platz. Denn es kam dann auch noch ein neuer Programmdirektor, mit dem ich mich damals beim ORF schon nicht verstanden hatte. Wie sollte ich mich denn nun mit ihm verstehen oder er mit mir? Die Sendung wurde dann sukzessive abgebaut, sie hieß "Nun sagen Sie mal". Sie ist zuerst einmal in der Sendezeit nach hinten gerückt und dann gekürzt worden. Sie wurde so lange abgebaut, bis sie eines Tages gar nicht mehr vorhanden war. Da war dann auch nichts mehr zu retten, obwohl sie am Anfang sehr viel Potential hatte. Wenn man sie aufgebaut hätte, wenn man sie Schritt für Schritt verbessert hätte, dann hätte sie ein Erfolg werden können. Das alles hat einfach mit diesen Weggabelungen im Leben zu tun. Man kommt an eine Weggabelung und schlägt meinetwegen den Weg nach rechts ein. Was danach dann alles kam, weiß man später. Das hat man ja erlebt. Was passiert wäre, wenn man nach links gegangen wäre, weiß man allerdings nicht.

Hofmann: Das Traurige war ja, dass Sie dafür das ZDF hatten verlassen müssen.

Gunsch: So waren damals die Regularien. Es hieß: "Jeder, der für Private arbeitet, darf nicht mehr in den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten beschäftigt werden!" Ich bekam dann also ein paar nette Briefe von hochgestellten Intendanten, in denen es hieß: "Es war schön mit Ihnen, Sie haben vieles für uns getan, aber wir müssen uns verabschieden!" Aus!

Hofmann: Sie konnten natürlich nicht wissen, wie sich das entwickeln würde bei Sat.1. Hatten Sie später mal Momente, in denen Sie es bereut haben, vom ZDF weggegangen zu sein?

Gunsch: Ja, aber nur im stillen Kämmerlein. Mir selbst das einzugestehen fällt mir jedenfalls schwer, denn ich bin Fatalist und glaube, dass das Leben aus einer Reihe von vor-geschriebenen Ereignissen besteht. Mit diesem Ereignis geht es mir jedenfalls so. Ich hatte es ja auch nicht wirklich steuern können: Ich war noch nicht ganz entschlossen, ob ich diesen Schritt mache und zu Sat.1 gehe, aber durch eine Indiskretion der Presse gegenüber ist es dann leider bereits als Faktum "verkauft" worden, dass ich zu Sat.1 gehe. Von dem Moment an konnte ich nicht mehr zurück, ich musste dann einfach bei Sat.1 unterschreiben. Es war also ein gewisser Zwang. Ich hatte nämlich den Vertrag noch nicht unterschrieben, als das an die Presse gelangte.

Hofmann: Sie hatten aus meiner Sicht zum damaligen Zeitpunkt bereits viel erreicht. Dennoch haben Sie einmal gesagt, Sie hätten nie den Ehrgeiz besessen, ganz nach oben zu kommen. Wo wäre denn für Sie "ganz oben" gewesen?

Gunsch: Je höher man steigt, umso autarker wird man, d. h. man ist einfach nicht mehr so sehr abhängig. Wenn man unten ist, dann hat man immer Abhängigkeiten, nach denen man sich richten muss. Wenn man jedoch ganz oben ist, dann kann man vieles mitbestimmen. Ich denke z. B., dass jemand wie Gottschalk aufgrund dessen, was er erreicht hat, normalerweise nicht mehr absetzbar ist – außer er macht einen ganz groben Fehler und würde dadurch großen Schaden nehmen. In einem Metier ganz oben zu sein, bedeutet jedenfalls, dass man viel weniger abhängig ist als dann,

wenn man zwei Stufen drunter angesiedelt ist. Mein Ehrgeiz war nicht, unbedingt die oberste Stufe zu erreichen, aber diese Annehmlichkeiten der obersten Stufe hätte ich schon gerne in Anspruch genommen.

Hofmann: Sie haben soeben schon erzählt, was Sie im Moment machen. Sie touren mit einem Bass und zwei Gitarren durch Deutschland. Dabei gibt es auch Lesungen. Ich möchte in diesem Zusammenhang etwas zitieren, das für Sie vielleicht ein wichtiges Lebensmotto geworden ist: "Wer die Tage seines Lebens nicht auf der Bühne der Träume verbringt, wird ein Sklave der Zeit sein." Was bedeutet das für Sie?

Gunsch: Das ist ein Spruch von Khalil Gibran, einem von mir sehr verehrten Schriftsteller. Dieser Spruch bedeutet, dass wir im täglichen Leben leider verlernen, unsere Phantasie zu gebrauchen. Aber wir brauchen sie, denn ein Wissenschaftler muss ja z. B. auch Phantasie haben, um hinter die Dinge zu kommen: Er muss sich, wenn er etwas noch nicht genau weiß, vorstellen können, wie etwas sein könnte. Er braucht also Phantasie. Wenn wir ein Buch lesen, dann sehen wir während des Lesens die Gestalten in diesem Buch, wie wir sie sehen wollen. Jeder Leser sieht diese Gestalten natürlich anders. Wenn fünf Leute das gleiche Buch lesen, dann sieht jeder von diesen Fünfen die Gestalten, die er da in diesem Buch vorgeführt bekommt, anders als die anderen. Das Gleiche gilt aber auch z. B. für die Räume, in denen dieser Roman spielt. Das Fernsehen hingegen vereinfacht das alles. Warum? Wenn im Fernsehen z. B. von einem großen Baum die Rede ist, dann wird er – wenn ich das mal so übertrieben sagen darf – natürlich prompt eingeblendet. Aus diesem Grund braucht man als Zuschauer die eigene Phantasie nicht mehr, um festzustellen, welche Vorstellung von einem großen Baum man eigentlich selbst hätte. Wäre das eine riesengroße Tanne? Wäre das eine Eiche, eine Buche usw.? Diese Phantasie braucht der Mensch jedoch, um sich einen Freiraum schaffen zu können, in dem er sich erholen kann. Der Tagtraum ist für den Tag das, was der Schlaf für die Nacht ist. Der Schlaf in der Nacht ist das, was einem tagsüber die Phantasie gewährt: wegzukommen vom Alltag, wegzukommen von den Beschwerden, die an einem hängen, und sich einfach in Gedanken, in der Phantasie etwas auszumalen. Dadurch entspannt man und das ist der Sinn dieses Satzes.

Hofmann: Welche Tagträume haben Sie bezüglich Ihrer Zukunft? Was möchten Sie noch erreichen, nicht nur im Tagtraum, sondern vielleicht ganz real?

Gunsch: Nichts Reales! Das einzige Reale, das ein Mensch mit 75 Jahren hat, ist, dass er gesund bleiben möge. Denn nur als gesunder Mensch kann man das Leben selbst bestimmen. Ich kann mich bewegen, ich kann denken – das alles sind Funktionen, die man braucht, um das Leben lebenswert zu finden. Wenn diese Funktionen eingeschränkt werden oder wenn auch nur eine dieser Funktionen eingeschränkt wird, dann bleiben einem nur noch die anderen Funktionen und das ist dann schon eine große Einschränkung. Gut, mit dieser Einschränkung kann man sehr wohl auch fertig werden, aber trotzdem hat man natürlich den Wunsch, so etwas nicht erleben zu müssen, sondern eines Tages einfach so abtreten zu können – von mir aus auch auf der Bühne, denn das wäre doch ein wunderschönes Ende. Das könnte ich mir jedenfalls vorstellen. Sonst gibt es eigentlich keine konkreten Wünsche für die Zukunft mehr. Früher dachte ich ja immer, dass ich unbedingt noch erleben möchte, was aus meiner Tochter eines Tages werden wird. Aber auch das hat sich inzwischen ergeben. Sie hat jetzt promoviert und ist Medizinerin, wird also ihren Weg machen. Meine Gedanken in dieser Richtung sind daher nicht mehr so wichtig, wie sie das noch waren, als sie noch nicht fertig war und ich immer gebangt habe: "Wird sie es schaffen, wird sie es nicht schaffen?"

Hofmann: Dann wünsche ich Ihnen für die Zukunft vor allem, dass Sie lange gesund bleiben. Es hat mich sehr gefreut, mit Ihnen dieses Gespräch zu führen. Ich

finde, die Zeit ist wie im Flug vergangen, wir hätten uns noch weitere 45 Minuten unterhalten können. Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, ich hoffe, Ihnen ist es genauso gegangen. Ich wünsche Ihnen noch eine gute Zeit.

© Bayerischer Rundfunk